

Das schwache Geschlecht.

Frau John Ritsch beklagt es, kein Mann zu sein. — Weibliche Geschäftspraktiken.

Mister Ebitler! Die Akti ist böse mit Mir. Un zwar richtig un tee Mistfächt. Uff Jhne aach. Sie könne sich druff gefacht mache, daß Sie nextens en Vetter vun der Akti kriegen wern, den Sie nit an Jhr'n große Parlorspiegel stede wern, wenn Sie ein hawone.



Wisse Sie, warum die Akti so böse is? Wege dem Wetter. Yes, Mister Ebitler, Sie blamirt Mich derfor, daß es schon seit erer Ewigkeit (es is nämlich grad zwei Woche) jedes Mal am Waschtage regne thut. Wann sie, die Akti, e Mann wär, da thät so was nit wortomme, des wüßt sie, sagt sie, die Akti. For was Jh Taxes zahlte thät, un for wo e Government da wär un for was des viele Geld for des Wetter-Büro ausgegwe wern thät, wann es das ganze Jahr ausgerechnet an Jhr'n Waschtage regne thät. Un Sie, Mister Ebitler sagt sie, die Akti, könnte ihr aach gestohle wern mit Jhr'm Wetterport. Alles, was Sie konte, sagt sie, die Akti, des wär, die Substreibers ze fuhle bei enei schreibe: „Mares Wetter un wärmer im Innern.“ Sie hot sogar en sehr gefällige Dint gegewe, daß die Wärme im Innern wahrscheints von eme Brändy timme thät, wo Sie in Jhr Inneres eigenomme hätt — das heißt, des sagt sie, die Akti, nich Jh, dann es wisse sie ja, daß Jh nit so bin. Antwort was thät dann Uns Männer dra liege, wann die Fraue de förcherlichste Trowivel hätte un sich die Krant an de Hals ärgern müßte, wann's Uns nur gut gehn thät, amover of course, tiede könnte Wir, wann emol e Gemmerknäpche fehle thät, un Wir thäte experte, daß sie, die arme Fraue, here könnte obwohl sie leider blos zwei Händ von liebe Gott getriegt hätt, amover daß Wir emol als Männer uffteete thäte un for unsere Fraue ihr Rechte einseh'n thäte, des thät Uns nit eifalle.

Wann sie e Mann wär, da wüßt sie, was sie thät, hot sie gesagt, die Akti. Nämlich, des is, was sie immer sagt. Zum Beispiel for Insfenz die Akti hot sich e gefällste jehn Doller Kauterfit - Bill uffhängen losse. Jh sollte sie ausgegwe un Jh sagt, des thät Jh nit, da sagt sie aach, wann sie nor e Mann wär, da wüßt sie schon, was sie thät. Antwort Wir Männer wär'n lauter Cowards.

Well, Mister Ebitler, Alles, was Recht is, die Korradisch — das heißt, wer kann's auch annericht kalle — wo die Akti hot, die thät Jh nit fertig bringe. Daß sie for Insfenz zum Butcher is un hot geschwoorn, sie hätt die falsche Raunterfit-Bill von ihm gefriegt, un hot ihn e gute Will derfor gewone mache, trotzdem id potentio wech, daß sie an dem Tag, wo sie die Will getriegt hot, gar nit beim Butcher gewese is, des is wahr, das thät Jh nit fertig bringe. Oder daß sie donnton in eme Department-Store zweie Pfund Koffie taakt un dann hier außje bei eme Grocer, wo sie in Jhr'm Lebe noch nit getaakt hot, engeiebt un segt, der Koffie, den der Grocer dem Mäde mitgegawe hätt, wär nit fei genog gemahle un läßt en sich noch emol ungeweigende un schimpft aach noch derbei wi e Wohrsprag — des thät Jh aach nit fertig bringe, Mister Ebitler.

Oder daß sie in New York in eme Store Goods taakt un löst sich in eme amere Store in Brooklyn, wo sie zufällig die nämlichen Goods sieht, des Geld derfor gerüch gewone, weil sie die Goods nit so gleiche thät, des thät, glaab Jh, e Mann, un wann er aach sunschit ziemlich Korradisch hot, nit illuwer sich bringe.

Oder daß die Akti in eme Büsneß in New York, wo sie sehr liberell sin mit zurücknemme vun Goods, e feiner Dinnerses un Tafelaußß, un alles Möglische ordert un dann e Party gebt, wo sie ihr Lädj-Frents damit surpreist, daß sie schon wieder neue Sache hot, un dann, nachdem sie die Sache alle geußt hot, e Card an des Büsneß schreibt un segt, sie sollte die Sache wieder jerrück hole, sie thät sie nit gleiche, zu so e erer Art vun Korradisch wär, glaab Jh, aach der härtste Mann nit fähig.

Jh möcht vor allen Ernstes wisse, Mister Ebitler, was die Akti, wo schon als e schwaches unnerdrücktes Weib, wie sie sich tallt, so Stücker fertig bringt, was die uffstelle thät, wann sie werlich e Mann wär. Jh glaab, der liebe Gott hat es werlich gut gemeint mit die meiste Frauzenimmer, daß er sie nit als Männer hot uff die Welt komme losse, sunschit thäte sie nämlich die meiste Zeit nit aus'm Buchshaus oder der Penitentischeri Buchshaus oder der Penitentischeri Zejt of course, Mister Ebitler, des

mit'm Regenwetter am Waschtage des is sehr aggraving, Mister Ebitler, des geb Jh selber zu. Wie heint Morche die Akti so gemahmet un drümmere geschimpft hot, daß wir Männer gar fei Mitgefähl hätte, da heint Jh saget: „Jh will Dir was sage, Akti: Wos un Dir zu pruwe, daß Jh mit Dir fühle un sympathise thü, da seh Jh Mich jezt uff de erte Train un fahr zum nächsten Singerefestiwel. Da äger Jh Mich dann aach, wann es regnet.“

Un des thü Jh aach. Wann Sie des gegenwärtige Schreibe kriegen, da sein ich schon bei die fröhliche Sangesbrüder un frag die Bube ganz im R - rätter des Fest: Wolle mer Mans bloße? Jhne des Rämliche wünschend, Mit Rigards Yours

John Ritsch Esq. Friedrich der Große und die Steinkohle.

Der Streit um die ruhenben Steinkohlengesehn, der die einschlägigen Kreise Deutschlands nun schon seit geraumer Zeit beschäftigt, erinnert sehr lebhaft an jene Tage, wo man die Steinkohle als Brennmaterial überhaupt noch nicht kannte. Es ist kein geringerer als Friedrich der Große, der die „Schwarzen Diamanten“ der Industrie und dem Privatgebrauch nutzbar machte. Bis hoch in das 18. Jahrhundert hinein hatte man im deutschen Volt einen direkten Widerwillen gegen die Steinkohle. Die Industrie brannte Holz, nur die Schmiede brauchten hin und wieder Steinkohlen. Als „Hausbrand“ wurden sie gar nicht benützt, was sich ja auch schon durch die mangelhaften Ofenanlagen verbot. Der alte Fritz, der mit seinem sorglichen Fortschritt dem furchtbaren Holzverbrauch zu steuern suchte, wandte seine Aufmerksamkeit naturgemäß der Steinkohle zu. Unablässig war er bemüht, das Volt und die Industrie für den „Steinkohlenbrand“ einzunehmen und die bestehenden Vorurtheile durch sachgemäße Rathschläge zu besiegen. Es wurden Verordnungen und Vorschriften zur Anlage besserer Feuerungsanlagen erlassen, es wurden auch Prämien ausgeschrieben für Bleicher, Ziegelbrenner, Glasbläser, Färber u. s. w., die den Steinkohlenbrand einführen würden. Der Chef der Berg- und Hüttenverwaltung Peitz von Eichen reiste selbst nach Schlesien (1774), um in Hirschberg vor einer Versammlung von Fachleuten die Einwände gegen die Steinkohlenfeuerung der Bleichöfen durch Proben zu entkräften. Er fand wenig Gegenliebe. Dafür führten allmählich die Kalkbrenner Steinkohlenfeuerung ein, und — dank der fortgesetzten Bemühungen des Königs — endlich auch die Salinen. 1779 empfahl Friedrich in einem eigenhändigen Schreiben an den Minister von Heintz Versuche, „ob auch das Brotbacken mit Steinkohlen geschehen kann.“ Wenn es geschehen konnte, wollte Friedrich bei allen Festungen große Steinkohlerlager anlegen, damit sie im Kriegsfall zum Baden verwendet würden, und man so das Holz aus den Wäldern sparen konnte. Die ersten Versuche in ersten Ofen fielen schlecht aus, erst als man in Schneidwitz den ersten gemauerten Ofen einrichtete, erzielte man einen Erfolg. In den Kaserne, in den öffentlichen Gebäuden, überall ließ Friedrich Steinkohlebeizung einrichten, sorgte auch durch Entwürfe zu neuen Kaminen dafür, ihr in den Privathäusern Eingang zu verschaffen. Allmählich siegten dann auch die schwarzen Diamanten über das Holz.

Kurz und bündig.

Als Blücher 1814 in Paris eingezogen war, hatte er 200000 Fr. Kontributionsgelder erhoben und dieselben für seine Truppen ausgegeben. Nach hergestelltem Frieden 1816 fand das Kriegsministerium zu Berlin diesen Posten vergezmet, aber keinen Nachweis von Blücher dabei, wie er obige Gelder verwendet habe, und forderte deshalb nachträglich die diesbezüglichen Belege ein. Blücher fandte dem Ministerium daraufhin folgende Abrechnung ein: In Frankreich eingenommen 200,000 Fr. Dasselbst ausgegeben . . . 200,000 „

Bleibt O Fr.

Wer's nicht glaubt, ist ein Esel!

Als Friedrich der Dritte Kenntnis davon erhielt, befohl er, daß die Angelegenheit sofort niedergeschlagen und obiges Dokument „ad acta“ gelegt werden solle.

Seine Anzahlung.

Der Studiosus Sumpfflüttner sieht, nichts Schlimmes ahnend, in seinem Stammlotale und wartet auf den bestellten Entenbraten. Da tritt plötzlich sein Schneider herein, sieht sich rings um und sagt sich — an den Tisch Sumpfflüttner's. Minutenlanges peinliches Schweigen. Endlich bricht's der Mann der Elle: „Können Sie mir denn die schon längst versprochene Anzahlung immer noch nicht leisten, Herr Doktor?“ — „Ja, liebes Pispchen,“ erwidert der Studiosus, „Geld ist immer noch schwach, aber Kredit hab' ich hier, ich will deshalb gern als Anzahlung Ihre heutige Zeche auf mich nehmen.“

Magische Kunst im 18. Jahrhundert.

Einen der eigenthümlichsten Fälle, welche je die französischen Rechtstheile beschäftigt, bildete seinerzeit das geheimnißvolle Verschwinden des Pariser Procurators Dumas. Paul Chaumet hat die sämtlichen Untersuchungsakten in dieser Angelegenheit durchstöbert und theilt deren Hauptinhalt mit. Dieser ist besonders insofern bemerkenswerth, als er beweist, welche Rolle damals noch das übernatürliche bei gerichtlichen Ermittlungen spielte. Meister Dumas, der lange an dem königlichen Gerichtshofe gewirkt und ein reiches Vermögen gesammelt hatte, wohnte zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit seinem Sohn, seiner Tochter und einer Magd in der Rue de l'Horionelle zu Paris. Er war ein wortfarger verschlossener Mann, der in dem Rufe stand, schwarze Kunst zu treiben, sich aber in Wirklichkeit mit Astronomie und Chemie beschäftigte, die damals allerdings noch vielfach das übernatürliche Gebiet streiften. Jeden Freitag Nachmittag punkt 3 Uhr ging Dumas in ein hoch gelegenes Zimmer seiner Wohnung, das ihm als Laboratorium diente und schloß sich fest ein, und jeden Freitag Nachmittag hielt einige Minuten später vor dem Hause des reichen Kaufes ein großes Maulthier mit einem unbekanntem stolzen Reiter, der an der Stirn drei feuerrote Narben trug, während der Halbesel durch eine blutende Fleischwunde an der linken Flanke entstell war. Reiter und Kof sah'n so schrecklich aus, daß die Strafengänger sie nicht angusehn wagten. Beide fanden sich auf diese Weise seit dreißig Jahren — Dumas zählte damals neunzig — regelmäßig ein, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Nach der Ankunft bei Dumas ließ der Reiter sein Thier unangebunden auf dem Hofe stehen, eilte, ohne sich anzumelden, zu des Procurators Laboratorium, schloß es, ohne daran zu rühren, auf und blieb eine Stunde dort. Dann stieg er wieder herab und trabte davon; wohin, konnte man nicht ermitteln, denn jeßmal, wenn man ihm zu folgen suchte, verschwand er in der Umgebung des Friedhofes der Unschuldigen Kinder. Dumas verließ sein Zimmer nach dem Besuch des Fremden erst, wenn zum Hofen gelangt wurde. Ueber den Dumas'schen Haushalt wurde in dem Stabdiarier hell gesprochen. Jedes Jahr hieß es, daß der junge Dumas, der übrigens schon fünfzig Sommer zählte, heirathen werde, aber er blieb, ebenso wie seine fünfundvierzigjährige mürrische Schwester, unverheirathet. Meister Dumas selbst war trotz seines hohen Alters noch äußerst slint und rüstig, und es ging sogar das Gerüde, daß er noch jugendlichen Umgang habe. Da hörte man eines Tages plötzlich den schmerzlichen Schrei des Maulthieres zu einer ungewohnten Zeit, und zwar am Vormittag des 31. December 1700, der ein Mittwoch war. Meister Dumas war in seinem Arbeitszimmer. Der Unbekannte brachte sein Reitthier auf den Hof und drang ohne weiteres bei Dumas ein, der über den unerwarteten Besuch einen großen Schrei ausstieß. Hierauf entspann sich zwischen den beiden ein lauter anhaltender Wortwechsel. Nach längerer Zeit erschien der Mann mit den drei Narben wieder auf den Hof, besitzig sein Kof und jagte mit einer Schnelligkeit davon, daß die Nachbarn ihn nach ihren Aussagen nicht mit den Augen verfolgen konnten. Als dann auch Dumas herunterkam, war er fast unenttlich. Sein Gesicht bedeckte Leidenblässe, seine Züge waren zerstückt, seine Augen erloschen. Er bedeutete seinen Kindern, daß er nicht essen, sondern wieder nach oben wolle. Der Sohn und die Tochter brachten ihn mit Mühe hinauf und machten ihn darauf aufmerksam, daß er allein nicht mehr herunter könne. Er bat, ihn um 4 Uhr wieder herab zu holen und in zwischen sein Zimmer abzuschließen. Der Sohn nahm den Schlüssel mit. Zu der angegebenen Stunde erschien in dem Dumas'schen Hause ein dem Procurator bekannter Gerichtsdiener, den der junge Dumas bat, seinen Vater mit ihm herab zu holen. Als sie die Thür öffneten, war das Zimmer leer und der Greis verschwunden. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleibe blieben ohne Erfolg. Baumeister, Maurer, Zimmerleute, Grundarbeiter durchsuchten das ganze Gebäude, aber vergebens. Nunmehr lenkte sich der Verabst auf die Kinder des Verschwindenden, die darauf große Summen aufwandten, um ihre Unschuld zu beweisen. Beide starben, ohne zu erfahren, wo ihr Vater geblieben war. Der unbekante Reiter aber hatte sich seit seinem letzten Besuch nicht mehr sehen lassen. Allmählich verlor sich das Gerüde über den Fall, aber 50 Jahre tauchte es von Neuem auf. Ludwig der Fünfzehnte hatte in seinen Kinderjahren viel von der Geschichte gehört, und er erzählte sie später oft in Gesellschaft. Eines Tages geschah dies auch in Gegenwart des Grafen von Saint - Germain. Der berühmte Alchemiker, der mit großem Geschick auf übernatürliche Gebiete arbeitete, erbot sich, das Geheimniß, das über Dumas ruhte, in zehn Minuten zu lüften, wozu der König auf Zureden

der gleichfalls anwesenden Marquise von Pompadour seine Einwilligung gab. Saint-Germain zog darauf mit erster Miene verschiedene Striche, zeichnete geometrische und astrologische Figuren, suchte sie zu ergründen und erklärte dem König, noch bevor die bedungene Frist verstrichen war, die Sachverhältnisse, die seinerzeit nach der Spur des Procurators gesucht hätten, seien entweder nicht im Besitze der nöthigen Kenntnisse oder vor irgend einer Seite bestochen gewesen. In dem Zimmer nämlich, aus dem Dumas verschwunden sei, befände sich in einer Ecke neben dem Eingang eine bewegliche Fußbodenplatte. Diese verdeckte die Öffnung zu einer geheimen Treppe, die durch die Mauern zu einer Gruft führe, wohin Dumas, nachdem er sich durch einen Krattirant gekämpft, hinabgestiegen sei und sich dann durch ein betäubendes Mittel das Leben genommen habe. Auf den Ruf Ludwigs des Fünfzehnten, daß dann der geheimnißvolle Besucher des Procurators der Teufel gewesen sei, bat Saint-Germain den König, sich zu betheiligen; dann wurde er auch den letzten Schleier lüften; denn andersfalls jege er, der Graf, sich selbst der größten Gefahr aus. Der König schnitt ein Gesicht und unterließ weitere Bemerkungen. Inzwischen schrieb die Pompadour, die sich neugieriger zeigte, als ihr königlicher Gönner, an den zuständigen Polizeileutnant. Sie theilte ihm die gräßlichen Enthüllungen mit und ersuchte ihn, sofort eine neue Ortsbesichtigung in dem ehemaligen Dumas'schen Hause vorzunehmen. Sie fand, wie die darüber aufgenommenen, noch vorhandenen Verhandlungen beweisen, statt und bestätigte auf's Genaueste sämtliche Angaben Saint-Germain's. In der von ihm erwähnten Gruft fand man zwischen zahlreichen astrologischen und chemischen Geräthen die noch bescheidete Leiche des Meisters Dumas. Neben ihr lagen ein zerbrochener Alchemiker und ein Fläschchen, das noch einen Saß von Opium enthielt. Das Sonderbarste an dieser Geschichte, das das Ansehen Saint-Germain's beim König mächtig hob, war, daß sie völlig auf Schwindel beruhete. Die Pompadour, der Graf von Saint-Germain und der Polizeileutnant de Sartine hatten fe abgetartelt, in dem Dumas'schen Hause die nöthigen Veränderungen vorgenommen und irgend ein Gerippe in die angebliche Gruft bringen lassen. Das Verschwinden des Procurators Dumas aber ist heute noch nicht aufgeklärt.

Der erste Inzeraten-Agent.

Der erste Inzeraten-Agent war ein Engländer Namens Houghpton, der im Jahre 1682 auf den Gebanten kam, die Neuheit der „Annonce“ — die erste derartige Anzeige scheint die eines Buchhändlers im Mercurius politicus vom Jahre 1652 gewesen zu sein — geschäftlich auszunutzen. Er war von Beruf Apotheker und gründete dann eine Zeitung, nur in der Absicht, durch Inzerate Geld zu verdienen. Da er die dazu nöthige Arbeit selbst besorgte, verdient er als der erste Inzeraten-Agent gewiß auch ein Plätzchen in der Culturgeschichte. Das System, als dessen Erfinder er gelten muß, wird übrigens noch heute angewendet. Er ging von einem größeren Geschäftsmann zum anderen und suchte ihn von den Vorteilen zu überzeugen, die eine Anzeige des Geschäftes in einem Journal, das in so viele Hände kam, bringen mußte etc. Dabei berechnete er jedes Inzerat mit 3/4 Schillingen. Seitdem ist die Sache betänlich kostspieliger geworden und die Gesamtsumme, die jezt alljährlich für Inzerate verausgabt wird, beträgt viele Millionen. Mr. Houghpton gehörte übrigens auch zu jenen seltenen Männern, die mit der praktischen Durchführung einer neuen Idee auch gleich Erfolg haben. Es gelang ihm sehr rasch, sich mit seinem Inzeratenblatt ein behagliches Einkommen zu erringen und bei seinem Tode hinterließ er ein beträchtliches Vermögen — das erste, das auf diese Art gewonnen wurde.

Ein Thierkampf.

Ein Kampf zwischen Krähen und einer Rabe ist im Stadtpark zu Magdeburg beobachtet worden. Die „Magdeburger Ztg.“ schildert den Vorgang folgendermaßen: In vorgerückter Dämmerstunde sah man eine Rabe auf abendlicher Kaufahrt einherfliegen. Bald darauf war ein an Heftigkeit sich steigendes Geschrei von Krähen zu hören, und man sah, wie auf einer hohen Pappel zwei Rabentränen ihr Nest zu verteidigen suchten. In dem hartnäckigen Feinde war unklar, die bezeichnende Rabe zu erkennen, die sich nicht unter dem Nest an den Baum angeflammet zu haben schien. Während sie von den Krähen mit Schnabelstichen und Flügelschlägen bedacht wurde, theilte sie nach rechts und links mit ihrem Krallen derbe Gegenhiebe aus, von denen mancher sah, wie man an den fliegenden Federn sehen konnte, wodurch der Kampf um so erbitterter tobte. Endlich, als die Krähen von vorne und hinten gleichzeitig angriffen, kam die Rabe zu Falle und stürzte jäh hinab, wobei sie jedoch einer der unteren Baumzweige wieder auffing. Unter jorntigem Geschrei folgten ihr die Gegner nach, doch zog sie es nun vor, schleunigst nach unten zu entkommen und das Weite zu suchen.

Rein Nationalfeiertag.

Weiterbreitet ist der Glaube, der 4. Juli sei auch dem Gesetze nach ein nationaler Feiertag der Ver. Staaten. Dem ist jedoch nicht so. Einen nationalen Feiertag im Sinne des Gesetzes gibt es in den Ver. Staaten überhaupt nicht, und auch der Unabhängigkeitstag ist, wie der Gräberschmückungstag, der Danktagstag, der Geburtstag Washington's, wie Weihnachten und Neujahr u. s. w., nur ein durch die Gesetzgebung der meisten Einzelstaaten festgesetzter legaler Feiertag. Vielfach ist sogar der Gräberschmückungstag in bestimmter Form als gesetzlicher Feiertag vorgeschrieben, als der 4. Juli, und wenn auch der Unabhängigkeitstag im ganzen Lande festlich begangen wird, so ist er doch nicht in allen Staaten legaler Feiertag. Auch Washington's Geburtstag (22. Febr.) ist beispielsweise im Staate Virginia kein gesetzlicher Feiertag.

Eine gefährliche Rabe.

Auf einer Dorfweide bei Elmshorn grasen friedlich mehrere Kinder, von denen das eine, ein Döfse, sich offenbar besonders wohl fühlte, denn er sprang öfter in possitlichen Sätzen auf dem grünen Rasen umher. Da schlich plötzlich eine Rabe heran. Der Döfse bemerkte sie und näherte sich ihr in muthwilligen Sprüngen, als wenn er mit ihr spielen wollte. Die Rabe sah die Sache anders auf; sie betrachtete den Döfse offenbar als einen Feind und retirirte fauchend. Der Döfse sprang hinterdrein und die Rabe fauchte immer wüthender. Da plötzlich, als der Döfse mit gesenktem Kopfe unmittebar vor der Rabe stand, sprang diese ihm mit einem mächtigen Saße auf den Rücken und bearbeitete erbarmungslos mit ihren Krallen sein Fell. Der Döfse war im ersten Augenblick ganz verblüht, dann versuchte er durch kräftiges Kopfschütteln und Schwanzschlagen das wüthende Rabenthier abzuschütteln aber vergeblich. Die Rabe hieb weiter auf ihr Opfer ein und war bereit blind in ihrer Wuth daß sie nicht einmal das Herantommen eines Mannes bemerkte, der ihr mit einem Stod erst mehrere Hiebe versetzen mußte, bevor sie sich entschloß, das Weite zu suchen. Der Fall, daß eine Rabe einem Kind zu Leibe geht, dürfte wohl außerordentlich selten sein.

Ein Künstler.

Direktor: „Nun, der neue Beamte scheint ja sehr fleißig zu sein?“ Bureau - Vorstand: „Ja, das ist seine Kunst.“

Direktor: „Fleiß ist doch keine Kunst.“ Bureau - Vorstand: „Nein, seine Kunst, daß er sehr fleißig zu sein scheint und dabei gar nichts thut.“

Kindermund.

Hausfrau: „Weiben Sie doch heute Abend bei uns, liebe Frau Müller, und essen Sie ein Butterbrod mit uns.“ Frau Müller: „Es ist sehr freundlich, aber —“

Lieschen (unterbrechend): „Ach, bleiben Sie doch, Mama freut sich so, wenn die alten Reste wegkommen.“

Erkannt.

Hausherr (auf der StraÙe zur Nachbarin): „Geben Sie doch einmal rasch zu meiner Alten hinauf, Frau Nachbarin, die läuft den ganzen Tag herum, als wenn sie Fieber hätt“. vielleicht hat sie ein Geheimniß, das sie Ihnen anvertrauen will!“

Unglücklicher Vorfall.

Freundin: „Ach, Ernestine, warum weinst Du denn so?“ Ernestine (schluchzend): „Denke nur mal, nachdem Jach mit einem Heirathsantrag gemacht, schickte ich ihn hinauf zu Papa.“ Freundin: „Na, und hat ihm der Deine Hand verweigert?“ Ernestine: „So weit kam's gar nicht. Die Weiben begannen Karten zu spielen und jezt geht Jach jeden Abend zu Papa.“

Verunglückte Feier.

Heute, sprach zu seinem Sohne Ernst der Vater, heut', mein Sohn, heut' ist National-Geburtsstag — Sole gleich 'mal die Ranon'.

Un're Republik besteht noch kräftig, mächtig, hoch und hehr. Lange soll sie noch bestehen — Lang' mir 'mal das Pulver her.

Und die Männer, die der Freiheit Tempel damals aufgebaut, Sollen ewig weiter leben — Nur den Pfropfen brav getaut.

Ja, die edlen Männer hielten Unverbrüchlich ihren Schwur, Jagten aus dem Land die Briten — Wo ist denn der Ladstod nur?

Ohne diese Männer wäre Unser Land noch heut' nicht frei, Darum Heil und Segen ihnen — Hol' jezt rasch ein Mätsch herbei.

Nimm ein Beispiel dir an ihnen, Werde einst wie sie so brav, Trag' ihr Beispiel stets im Herzen Ssss — prrr! boff!

Zunge! Himmel Elemente! Siehst du was? Jch bin ganz klink, Zweie meiner schönsten Finger Ganz und gar beim Henker sind.

Papa, heult der Junge, Papa, Das verwünschte Ding zersprang! Einen Riß hab' ich im Kopfe, Ungefähr zwei Spannen lang.

Zu dem Sohne sprach der Vater, Der der Doktor sie gestickt: Du wirst wahrgenommen haben, Daß die Feier nicht geclückt.

Lieber Sohn, ich war ein Esel, Führt er fort dann voller Neu', Und du auch, du guter Junge; Esel war'n wir alle zwei.

Und am nächsten vierten Juli Sind sie wieder heil und froh, Wenn sie Geld für Pulver haben, Machen sie es wieder so.

Vorbemegung.

Frau: Ungeheuer, warum erweckst Du mich aus dem besten Schlaf? Mann: Nur einen Blick auf die Uhr sollst Du werfen, Helena, dann kannst Du gleich wieder schlafen, — sonst behauptest Du morgen sicher, ich wäre wieder erst nach Mitternacht heimgelommen!

Rufen der Klaffler.

Haushälterin: „Die wünschene denn der Herr Professor das Hammelfleisch zurecht gemacht?“ Professor: „Auf altbellenische Art.“ Haushälterin: „Waa's?“ Professor: „Das wissen Sie natürlich wieder nicht. Die Sache ist doch ganz einfach; lesen Sie nur den darauf beglücklichen Gesang der Odyssee, da steht's genau drin.“

Kasernenblüthe.

Unteroffizier (zu einem Lauffchritt üben den Rekruten: „Sie Alligator im Flügelkleide — Sie!! — Das Gewehr darf auf der Schulter nicht hin und her wippen, sondern nur leise wie eine Violinseite wippriten!“

Nur Wahrheit.

Mann (ironisch zu seiner Frau, die eben im Kaffeekränzchen war): „Allo, die Majorin war heut nicht da, na ich kann mir's denken, die werdet Ihr wieder schön verkleumdet haben?“ Frau (eifrig): „Bitte sehr. Das sind alles Thatsachen.“

Nus dem Gerichtssaal.

Richter: „Sie haben im Restaurant „Grauer Bär“ den Hut des Herrn Zippel aufgehört, zweifellos doch, um ihn zu stehlen?“ Gutmarber: „Nein, da man neuerdings nach der Kopfweite eines Menschen seine Intelligenz bemifst, wollte ich blos sehen, ob Herr Zippel mit geistesverwandt ist.“



„Herr Math, ich bitte ergebenst um drei Tage Urlaub, ich heirathe.“ „Na, erlauben Sie — erit im vorigen Monat sind Sie drei Tage wegen Ausflueza weggeblieben. . . . Herr, ich frage Sie, weshalb haben Sie nicht gebettethet, wie Sie die Influenza hatten, oder weshalb haben Sie die Influenza nicht bis zu Ihrer Heirath verschoben?“